

Parzival und der Gral.

REDE,

gehalten am 15. Mai 1909

bei der öffentlichen Feier der Prorektoratsübergabe

von

Dr. Gottfried Baist

ordentlichem Professor der romanischen Philologie in Freiburg i. B.



Freiburg im Breisgau

Universitäts-Buchdruckerei H. M. Poppen & Sohn

1909.

Der heilige Gral! Das Wort hat für uns symbolischen Klang, Parzival erscheint unserem Empfinden wie eine jener halb mythischen, feststehenden Gestalten, in welchen das deutsche Volk lange nach dem Untergang der alten Götterwelt einen Teil seines poetischen Denkens verkörpert hat: Faust, Tannhäuser, Ahasverus, Der fliegende Holländer. Doch gehört er nicht wie diese der Volkssage an, die französische Kunstdichtung hat ihn uns gegeben. Auch der ethische Inhalt, welcher dem Stoff sein dauerndes Leben verleiht, hat so, wie wir ihn auffassen, sich erst allmählich ausgebildet. Ich will Ihnen darlegen, wie das Bild entstanden ist, das uns bei der Nennung des Namens vorschwebt, versuchen, den dunkeln Hintergrund zu erhellen, auf dem es sich geformt hat, Sie mit dem Dichter bekannt machen, der einer älteren Überlieferung die dauernde Gestalt verlieh, mit der Dichtung, in der das geschah, um dann ihre Weiterentwicklung und Ausbildung zu verfolgen, ihren Weg durch Frankreich, Britannien und Deutschland.

Als auf der Höhe des Mittelalters Frankreich die geistige Führung im Abendland übernahm, bildete sich dort eine neue soziale Erscheinung aus, die Gesellschaft: eine höhere, bewusst sich von der Masse scheidende Kulturschicht mit einer neuen Tugend, der Courtoisie, der Höflichkeit; der Wunsch, persönlich zu glänzen, gilt als sittlich an sich, der Adelige wird zum Ritter, die vornehme Frau zur Dame. Die Lehen sind in weiblicher Linie erblich geworden, in dem Verkehr der Geschlechter wird der Achtung, auf welche die Herrin Anspruch hat, etwas von den werbenden Tönen beigefügt, welche die Schönheit gerne hört. In Südfrankreich, welches darin dem Norden vorausging, wird der Frauendienst halb im Ernst, halb im Spiel ein Erfordernis der Ritterlichkeit.

Mit dieser Bewegung tritt neben das gesungene, öffentlich vorgetragene Volksepos eine auf das Vorlesen im kleineren Kreis berechnete Buchdichtung, verbunden mit einem lebhaften Bedürfnis nach neuen und glänzenden Erzählungen. Die antiken epischen Überlieferungen eignet man sich an, soweit sie verständlich sind, vom Mittelmeer her bringen gewerbsmässige Erzähler schon umgegossene orientalische Materien. Von weittragender Wichtigkeit wurde es, dass man durch die zeitweilig sehr starke Vorliebe für den Gesang und die Musik der Bretonen und Welschen, in Frankreich und England die reiche keltische Sagenwelt kennen lernte. Aus ihr entnahm die Versnovelle wundersame Märchen und zärtliche Liebesgeschichten, die gerne mit dem Namen des Königs Arthur in Verbindung gebracht werden, den eine Wiederkunftssage und eine englische Geschichtsfälschung berühmt gemacht hatten. Aus diesen Vorbedingungen heraus hat ein hervorragender Dichter, Chrestien von Troyes, den höfischen Roman geschaffen, der der Zeit gab, was sie suchte, den ästhetischen Kultus des Rittertums.

Wir wissen von Chrestiens persönlichem Leben nicht viel mehr, als dass er in den sechziger und siebziger Jahren des 12. Jahrhunderts blühte und an den gräflichen Höfen der Champagne und Flanderns in Gunst stand. Er ist an der Ausbildung der Tristanmaterie beteiligt gewesen — in welchem Umfange lässt sich nicht feststellen. Der älteste seiner Romane, der von Hartmann von der Aue mittelhochdeutsch bearbeitete Erek, zeigt bereits fast alle charakteristischen Merkmale der Gattung: Streben nach ritterlicher Ehre und Furcht vor Tadel, Frauendienst und Freigebigkeit, die sich vor allem im Einsetzen der eigenen Person betätigen, Freude am Sieg und Schonung des Besiegten, Abneigung gegen alles Verletzende sind der geistige Inhalt, der stoffliche sind die Abenteuer, welche ein einzelner, abwechselnd in Kämpfen und Wundern besteht; sie werden an einen Faden aufgereiht, der möglichst freie Bewegung gestattet. Doch zeigt im Erek die Fabel immer noch eine andere Grundanschauung als in späterer Zeit, die Demut des Geliebten versöhnt in schweren Proben den beleidigten Stolz des Gatten; später wird das umgekehrte Motiv bevorzugt. Der zeitlich folgende Cliges, der zwischen dem

Artushof und Byzanz spielt, dient in seinem ersten Teil der psychologischen Analyse der erwachenden Liebe. Oberflächlich, spielerisch maniert, gewiss, aber ein folgenreicher Versuch. Der zweite Teil stellt sich auf Grund einer orientalischen Überlieferung die heikle Aufgabe, den Ehebruch einer nur nominalen Verbindung gegenüber zu legitimieren. Der Lanzelot oder Karrenritter bringt die provenzalische Liebesformel nach dem Norden, den geheimen Minnedienst, der sich der verheirateten, womöglich der höherstehenden Dame vergötternd widmet. Im Yvain oder Löwenritter zieht der Dichter aus einem Feenmärchen die Aufgabe, die Dame von der Quelle zur Verbindung mit dem Mann zu überreden, von dessen Hand soeben ihr Gatte gefallen ist, und führt dabei den dankbaren Löwen des hl. Hieronymus als ein neues glänzendes Dekorationsstück vor.

Alle diese Romane spielen auf demselben Hintergrund, mit Arthur und Ginebra, Gawain und Kai als stehenden Figuren, bei möglichst grosser Verschiedenartigkeit der Fabeln und der Probleme, denn Chrestien will vor allem neu und interessant sein. Sie alle erfreuten sich einer ausserordentlichen europäischen Beliebtheit und riefen eine Menge Übersetzungen und Nachahmungen hervor. Den weitaus grössten Erfolg aber hatte das letzte Werk des Dichters, sein unvollendeter Perceval, obgleich diesmal das Liebesleben, das in den vorgenannten in irgend einer Art den Knoten bildet, ganz zurücktritt.

Ich lade Sie ein, mit mir dem Gang seiner Erzählung zu folgen, auf dem eben doch alles weitere beruht; wenn ich Ihnen auch nichts weiter bieten kann als einen Schattenriss, das beste an Chrestien, die Farben, kaum anzudeuten vermag. Wie die anmutige Sprache in kurzen Versen dahinfliesst, „er nahm“, sagt ein späterer Dichter, „das schöne Französisch mit vollen Händen und liess uns nur die Nachlese“, die leichte Kunst der Erzählung, welche trotz des Mangels an Tiefe und einer gewissen Eintönigkeit niemals langweilt, die Angemessenheit und die Zartheit des Ausdrucks, manchmal auch einer wirklichen Empfindung, die glänzenden Schilderungen von Palästen, Festen, Schmuck und Waffen, der eigenartige Reiz, den wir empfinden, wenn wir hier den ersten Anfängen der Kunst der Konversation

begegnen, in welcher der französische Geist seine feinste Blüte entfaltet hat — all das lässt sich entweder gar nicht wiedergeben, oder würde eine ausführliche, selbständige Darstellung erfordern.

Die Märe vom Gral will der Dichter singen nach einem Buch, das der Graf Philipp von Flandern ihm gegeben hat. Es war zur Zeit, da die Bäume blühen, die Sträucher sprossen, die Wiesen grünen, die Vögel in ihrer Sprache süß am Morgen singen und alles Ding vor Freude flammt, als der Sohn der verwitweten Dame in den wilden Wald zur Jagd hinauszog; da hört er schreckendes Waffenklirren und glaubt, dass das die Teufel seien, vor welchen er sich, nach der Lehre seiner Mutter, segnen soll. Aber das werde ich nicht tun, sagt er sich, sondern sie erwarten und den grössten so mit meinem Wurfspieß treffen, dass sich kein anderer heranwagt. Als er nun aber fünf glänzend gerüstete Männer erblickt, scheint ihm der erste Gott zu sein, bis er erfährt, dass er Ritter vor sich sehe, dass König Arthur die Ritterschaft verleihe und was die Waffen bedeuten. Als er daheim seine Begegnung erzählt, fällt die Mutter in Ohnmacht, sie hat ihn vor dem Anblick hüten wollen, weil Vater und Brüder im Kampfe gefallen sind. Ihre Bitten vermögen den Sohn nur bis zum dritten Tag zurückzuhalten, sie hat kaum Zeit, ihm einige gute Lehren zu geben. Er soll Frauen und Jungfrauen helfen und dienen, als Lohn einen Kuss oder ein Kleinod gewinnen, Begleiter nach ihrem Namen fragen, sich zu würdigen Männern halten und beten, wenn er zu einer Kirche komme. In welscher bäuerischer Kleidung, mit einem Wurfspieß bewehrt, reitet er hinweg, um bei Arthur Ritterschaft zu erwerben. Unterwegs raubt er in einem Prachtzelt, das er für eine Kirche gehalten hat, einem einsam schlafenden Fräulein gewaltsam Kuss und Ring, in der Meinung dem Gebot der Mutter zu folgen. Vor dem Tor der Königsburg begegnet ihm ein Ritter in roter Rüstung mit einer goldenen Schale. Der Knabe reitet in den Saal, alle halten ihn für einen Toren, aber jeder für schön. Arthur sitzt betrübt, seine Helden sind hinweg und eben hat der rote Ritter die Schale vom Tische geraubt. Trotz des ungeschickten Benehmens des Jünglings begegnet ihm der König mit der Milde, die ihm

immer eignet, aber Perceval verlangt nicht nur das Rittertum, sondern auch die rote Rüstung, die er eben gesehen hat. Der zornmütige Seneschall Kai spottet, er dürfe sie nur von dem Ritter holen, und der Knabe beeilt sich, dem nachzukommen. Beim Hinausreiten weissagt eine Jungfrau die künftige Trefflichkeit Percevals und wird von Kai deshalb misshandelt. Draussen hat der rote Ritter einen Kämpfer erwartet, ärgerlich über das ungestüme Begehren des Knaben schlägt er ihn mit der Lanze und wird von Perceval mit dem Wurfspieß tödlich ins Auge getroffen. Ein Knappe, der aus der Burg gefolgt war, hilft zum Ankleiden der Rüstung. Ihm gibt Perceval die goldene Schale für den König mit, er selbst wird nicht zurückkehren, bis er die Jungfrau an Kai gerochen hat. Abends gelangt Perceval zu einer Burg, an deren Tor ein alter Ritter in grauen Haaren ihn aufnimmt, Gornemant de Gohorz. Von ihm wird er in der Führung der Waffen unterwiesen, erhält er höfische Gewänder und die förmliche Übertragung der Ritterschaft durch Sporn und Schwert. Weitere gute Lehren werden dabei gegeben. Er soll Besiegte nicht töten, nicht zu viel reden, Männern und Frauen zur Hilfe bereit und fromm sein, auch künftighin nicht allen sagen, wie er bisher getan hat, dass ihm seine Mutter dies und jenes geraten habe. Perceval reitet weiter, um nach Hause zurückzukehren, gelangt aber zunächst zu einer verödeten Stadt am Meer, Beaurepaire, deren schöne Herrin Blancheflor ihn freundlich empfängt; in der Nacht besucht sie ihn, um ihm zu klagen, wie sie durch den König Clamadeus bedrängt wird, der sie zur Ehe zwingen will. Perceval besiegt die Feinde und sendet Clamadeus und dessen Seneschall gefangen an Arthurs Hof, wo sie seinen Ruhm und seine Drohung gegen Kai verkündigen. Er selbst aber verlässt nach kurzer Zeit die junge Geliebte wieder, um die Mutter zu suchen. An einem Fluss, über den keine Brücke führt, lädt ihn ein Mann zu Gast, der sich in einem Nachen am Fischen vergnügt, in der nahen Burg wird er in der gewöhnlichen Weise empfangen, entwaffnet, mit einem Scharlachmantel bekleidet und nach kurzer Rast in der Vorhalle in den Saal geführt. Dort sitzt der Burgherr vor einem Kamin, er ist siech und kann sich nicht erheben, begrüsst aber den Gast aufs

ehrenvollste und beschenkt ihn mit einem kostbaren Schwert. Während sie miteinander sprechen, tritt ein Knappe herein, in der Hand eine weisse Lanze, aus deren Spitze ein Blutstropfen hervorquillt, zwei andere folgen mit zehnamigen Leuchtern, dann eine Jungfrau, die einen köstlichen, mit Edelsteinen geschmückten Greal, d. i. eine Schüssel, trägt, deren Lichtglanz die Kerzen verdunkelt, eine zweite mit einem Vorschneideteller; sie gehen vorüber und treten in eine Kammer. Es wird nun ein reiches Mahl aufgetragen, bei jedem Gang erscheint der Gral wieder. Perceval, eingedenk der Warnung Gornemants vor zu vielem Reden, wagt nicht sich zu erkundigen, was die Lanze bedeute oder wem man mit dem Gral diene, und verschiebt die Frage auf den folgenden Tag. Am Morgen beim Erwachen findet er das Schloss verlassen, sein Ross im Hof gesattelt. Im Glauben, dass die Bewohner zur Jagd gezogen seien, reitet er über die Zugbrücke, diese wird aufgezogen, auf das Rufen des Ausgeschlossenen antwortet niemand. Frische Pferdespuren führen ihn zu einer Jungfrau, die einen toten Ritter in ihren Armen betrauert, sie ist seine Base, die ihn erkennt, als er seinen Namen nennt oder vielmehr errät, da er ihn seltsamerweise bis dahin selbst nicht gewusst hat; er erfährt, dass sein Wirt der geheimnisvolle König Fischer war, die zum Unheil unterbliebene Frage würde jenen geheilt und dem, der sie stellen durfte, zu höchsten Ehren gedient haben. Nunmehr ist ihm und andern mancherlei Unglück beschieden, denn Perceval hat die Schuld auf sich ruhen, dass seine Mutter aus Schmerz über seinen Abschied gestorben ist. Auch das Schwert, das ihm geschenkt ist, wird zerbrechen und nur von dem Meister, der es gemacht hat, neu geschmiedet werden können. Nachdem Perceval seine Base verlassen hat, trifft er auf das Fräulein vom Zelt, überwindet deren eifersüchtigen Begleiter und sendet auch ihn an Arthurs Hof. Arthur bricht mit seinem ganzen Hofhalt auf, den jungen Helden zu suchen. Es hat geschneit, eine Wildgans, vom Widerschein geblendet, ist von einem Falken erbeutet worden, drei Blutstropfen sind auf den Schnee gefallen. Perceval sieht die rot und weisse Farbe, denkt an Blancheflor und bleibt in tiefem Sinnen verloren. Auf einen Ritter Arthurs,

der den Unbekannten zu Hofe laden will, achtet er nicht, bis dieser gegen ihn ansprengt; er wirft ihn und kehrt zu den Blutstropfen zurück. Kai, welcher über den Gefallenen gespottet hat, teilt darauf dessen Geschick und wird übel beschädigt, sodass Percevals Rachegeübde erfüllt ist. Erst der höfischen Sitte Gawains gelingt es, in dem Fremdling den gesuchten Helden zu erkennen und ihn zu Arthur zu geleiten. Aber mitten in der Freude, die nunmehr in Karlion herrscht, erscheint eine Botin von schreckhafter Hässlichkeit (Wolfram von Eschenbachs Kundrie), um dem Toren zu fluchen, welcher die Frage nach Lanze und Gral versäumt hat. Perceval gelobt, dass er keine zweite Nacht in derselben Herberge bleiben wird, bis er den Gral wieder gefunden hat. Und mit ihm zerstreuen sich die Ritter der Tafelrunde, um eine Reihe anderer Abenteuer zu suchen, welche von der Gralbotin verkündet worden sind.

Die Dichtung wendet sich nunmehr den Taten Gawains zu, des Neffen Arthurs, des Lieblings Chrestiens, des Inbegriffs aller adeligen Tugend, an welchem Chrestien auch in den früheren Romanen die Trefflichkeit des jeweiligen Helden zu messen pflegt, ebenso wie er sich in dem tapferen, aber zornigen und missgünstigen Kai eine stehende Kontrastfigur geschaffen hat. Gawains Abenteuer ist über ein Drittel unseres Gedichts gewidmet. Perceval begegnen wir nur noch einmal, er ist fünf Jahre umhergeirrt und hat in der Sorge um die unterlassene Frage Gottes vergessen und keine Kirche betreten. Von begegnenden Büssern, die ihn um das Tragen der Rüstung tadeln, erfährt er, dass es Karfreitag ist und sucht reuig einen heiligen Eremiten auf, um zu beichten. Der Einsiedler aber ist des Fischerkönigs und Percevals Oheim, der Bruder seiner Mutter; von ihm erfährt er, dass auf dem Gral dem Vater des Fischerkönigs eine Hostie gebracht wird, seit 20 Jahren dessen einzige Nahrung. Ein so heiliger Mann ist er und ein so heiliges Ding der Gral. Die Lehren der Mutter und des Gornemant werden zum Teil wiederholt, mit besonderer Betonung der kirchlichen Pflichten. — Die mannigfaltigen und erfindungsreichen Abenteuer Gawains sollten nach der Kompositionsweise des Dichters schliesslich doch dem Haupthelden zugute kommen, insofern diesem

sicher am Ende irgend eine Art von Vorzug vor dem glänzendsten der Arthurritter eingeräumt worden wäre. Neben der Freude am Fabulieren haben übrigens auch sie die Absicht, die richtige Haltung des Ritters in schwierigen Lagen zu zeigen. In ihrem Verlauf wird Gawain auferlegt, seinerseits die blutende Lanze zu suchen. Nachdem er die Wunder eines Zauberschlosses bestanden hat, in welchem Arthurs und seine eigene Mutter eingeschlossen waren, sendet er einen Boten nach Caerleon, um Arthur herbeizurufen. Hier bricht das Gedicht mitten in einer Frage ab.

Für die beabsichtigte Fortsetzung sind wenige einfache Richtlinien in der Erzählung gegeben. Perceval sollte die Gralsburg endlich finden, die erlösende Frage stellen und sich mit Blancheflor verbinden. Eine Episode die sich auf das geschenkte Schwert bezog, die Vollendung der begonnenen Abenteuer Gawains, ein Zusammenfinden desselben mit Perceval und dem Hofstaat Arthurs in der Gralsburg sind ebenfalls in Aussicht genommen. Die Phantasie der Fortsetzer hat diese Andeutungen verschiedenartig ausgestaltet. Aber auch das unvollendete Gedicht fand eine ganz ungewöhnliche Verbreitung. In ein oder der anderen Form, Übersetzung oder Bearbeitung ist die Erfindung Chrestiens in alle Kultursprachen des Abendlands übergegangen, vom Portugiesischen bis zum Nordischen, nach England und Wales, den Niederlanden, Spanien und Italien. Wir können hier nicht all den untergeordneten Abzweigungen folgen und beschränken uns auf die grossen literarhistorischen Gruppen, die deutsche und die französische.

Wolfram von Eschenbach hat seinem Parzival eine Vorgeschichte vorausgeschickt, die dem Bestreben nach genealogischer Verknüpfung der handelnden Personen dient und den Schluss vorbereitet. Weiter ist die Handlung die von Chrestien gegebene. Die einzige nennenswerte Abweichung ist die, dass er das Zusammentreffen mit der Base, die den toten Ritter im Schosse hat, sich dreimal wiederholen lässt. Er erweitert ihre Rolle, weil er ihr ein eigenes, unabhängiges Gedicht, den *Tituel*, gewidmet hat und weil ihm damit Gelegenheit gegeben war, den Namen Parzivals früher und schicklicher, als es bei Chrestien geschieht, einzuführen. Dabei zeigt sich überall das Bestreben,

die Handlung enger zu verknüpfen, sachlich und psychologisch zu motivieren, die Dinge genauer und ausführlicher zu bestimmen. Dass der Gral zu einem wunderbaren Stein wird, beruht auf einem Missverständnis; Wolfram kannte das französische Wort nicht¹. Ebenso die Meinung von der nahrungsspendenden Eigenschaft des Grals. Das fürstliche Zeremoniell, mit welchem der alte König in der Kammer bei jedem Gericht, das auf die Hoftafel kommt, ebenfalls bedient wird, obgleich er nichts genießt, war dem Deutschen unverständlich und hat ihn zu einer irrigen Deutung der Prozession veranlasst. Aber eine absichtliche Erweiterung seiner Eigenschaften, um damit einen stärkeren Mittelpunkt für das Ganze zu gewinnen, ist es, wenn alle Karfreitage seine Tugenden durch eine Taube erneuert werden, die eine Hostie auf ihm niederlegt, wenn, wer ihn erblickt, acht Tage nicht sterben kann, wenn er für den Heiden überhaupt nicht sichtbar ist; Engel haben ihn auf der Erde gelassen. Dem Gralkönig ist Heirat erlaubt, um die Erbllichkeit zu wahren, der Minnedienst untersagt, den 400 Gralhütern beides verboten. Templeisen heissen sie und der Aufbewahrungsort des Grals wird als Tempel bezeichnet. Der Gralkönig Anfortas ist verwundet, weil er unerlaubte Liebe gepflogen hat, er ist der Oheim Parzivals, bei Chrestien nur sein Vetter. Die Verwandtschaft wird verengert, um die Blutspflicht und ein Erbrecht mit der Gralsuche Parzivals zu verbinden, während bei Chrestien ihr stillschweigend vorausgesetzter Grund die Unehre ist, die es einem Ritter bringt, ein Abenteuer versäumt zu haben. Eine sehr bedeutsame ethische Verschiebung ist es,

¹ Die Ausstattung des Tisches war im Norden im 12. Jahrhundert noch äusserst einfach, man ass auf Brotkuchen statt der Teller, die Speisen kamen im allgemeinen in dem Gefäss auf den Tisch, in welchem sie zubereitet waren. So ist unser Wort nordfranzösisch ziemlich selten, weil die zum Anrichten dienende flache Schlüssel, die es bedeutet, auf den Haushalt der Vornehmen beschränkt war. Seine eigentliche Heimat ist Südfrankreich wo *grazal* seit 1010 belegt ist. Die Herkunft ist nicht klar, der Hinweis auf *crater* lautlich unstatthaft, mlat. *garale* gehört zu lat. *garum*, Helinands Angabe (Migne 212, 815) dass die Speisen *gradatim* angeordnet worden seien, scheint lediglich der Wortklärung zuliebe gemacht. Der Gedanke, dass der Schüsselrand als abgestuft aufgefasst worden sei, will auch nicht recht befriedigen; die Angabe bei Azais, dass *grazo* neben Brunnenstein auch *bassin ou vase de terre beaucoup plus grand qu'un plat* bedeute, würde dazu passen, ist aber von Mistral nicht angenommen.

dass Parzival nach dem Fluch der Gralsbotin an Gott verzweifelt und ihm entsagt. Was im französischen Gedicht nur eine zufällige äusserliche Strafe war, ergibt hier eine innere Fortentwicklung des Helden im seelischen Zwiespalt, den er zuletzt überwindet. In der Fortsetzung werden die von Chrestien angesponnenen Abenteuer Gawains zu Ende geführt, Parzival tritt wieder auf und legt die Proben höchster ritterlicher Tapferkeit ab, indem er einen Kampf mit dem unerkannten Gawain besteht, einen solchen für diesen, endlich den schwersten von allen gegen den eigenen heidnischen Halbbruder Feirefis. Auf der Gralsburg Monsalvatsch laufen am Schluss alle Fäden zusammen, Parzival findet dort Gemahlin und Kinder und die Gralherrschaft. Parzivals Sohn war der Schwanenritter, Loherangrin, der des Feirefis ist der Priester Johannes, unter dessen Herrschaft man sich tief in Indien ein geheimnisvolles Königreich dachte.

Mit seinem grübelnden Sinn und seiner Ironie, seiner Vorliebe für massenhafte Häufung von Namen und gelehrte Reminiszenzen erscheint Wolfram, der Leichtigkeit und Natürlichkeit Chrestiens gegenüber, durchaus schwerfällig und maniert, zugleich aber tiefer, kräftiger, auch sprachgewaltiger. In seiner eigensinnigen, poetischen und menschlichen Sonderart eine in seiner Zeit einzig dastehende und höchst merkwürdige Erscheinung, wenn auch nicht gerade alle romantischen und religiösen Anschauungen, die man bei ihm gesucht hat, sich wirklich bei ihm finden. Sein Gedicht ist das meistgelesene der mittelhochdeutschen Periode gewesen; trotz der veralteten Sprache noch eines der ersten, welche die neuerfundene Buchdruckerkunst verbreitete. Von den mittelhochdeutschen Nachfolgern mag der jüngere Titurel Albrechts genannt werden, in welchem der Gralstempel in märchenhafter Pracht ausgebaut wird.

Für seine Abweichungen von Chrestien beruft sich Wolfram auf einen Provenzalen Kyot. Den zahlreichen Verdachtsgründen, welche gegen die Existenz dieser unfindbaren Quelle sprechen, wird heute nur mehr entgegengehalten, dass mit der Herleitung des Geschlechtes Parzivals aus Anjou den englischen Königen ein Kompliment gemacht werde, das nur bei einem

Franzosen einen Sinn habe, von Wolfram also übernommen sei. Diese Behauptung wird hinfällig, sobald wir beachten, dass die Plantagenets sich nicht als Angevinen, sondern als Normannen betrachteten, wie aus ihren Hofdichtern und Hofchronisten zu sehen ist. Wolfram hat Anjou gewählt, weil es an der Peripherie seiner geographischen Kenntnisse in einer für das Wunderbare geeigneten Entfernung lag. Einen andern Graldichter als Chrestien hat er nicht gekannt; was er über ihn hinaus bietet, ist sein Eigentum und trägt durchaus den Stempel seiner Eigenart.

Die französischen Fortsetzer Chrestiens haben den Spielraum, welchen ihnen der Dichter liess, zur Aneinanderreihung unendlicher Episoden benützt, sodass 30 und 40000 Verse aufeinandergehäuft waren, ehe zwei uns auch sonst bekannte Dichter Manessier und Gerbert um 1230 zu zwei verschiedenen Abschlüssen kamen. Gemeinsam ist ihnen die Auffassung des Grals als Passionsreliquie. Nicht etwa, was das Nächstliegende erschiene, als Abendmahlschüssel, sondern als Rezeptakulum des heiligen Blutes beim Abwaschen des Leichnams. — Sie haben diese Anschauung von einer dritten Stelle her erhalten, von welcher eine ganz neue Gestaltung der Gralfabel ausgegangen ist. Das alte angelsächsische Kloster Glastonbury rühmte sich, von Joseph von Arimathia als Eremitensiedelung gegründet und der Ausgangspunkt der Evangelisierung Englands zu sein; in der Nähe von Wales gelegen, hatte es eine eigene Arthurtradition ausgebildet. Um dieselbe Zeit als man dort in Gegenwart Heinrichs II. die vorgeblichen Gräber Arthurs und Ginebras aufdeckte, hat ein phantasievoller Mönch die Dichtung Chrestiens in die einheimische Überlieferung hineingearbeitet, Joseph, Arthur, Perceval und Glastonbury in einer Art von mystischem Einsiedlerstaat in Verbindung gebracht. Die Rolle der Schüssel war durch die Teilnahme Josephs an der Kreuzabnahme gegeben, die Lanze, die nicht zu ihm passte, fiel aus. Wir besitzen jene Erzählung, welche die Gattung der christlich-mystischen Ritterromane inauguriert, nicht mehr in ihrer ersten lateinischen Gestalt, sondern nur in einer schlechten altfranzösischen Prosaübersetzung, deren Überlieferungsfehler wesentlich die Schuld mit daran tragen, dass man die Bedeutung von Glastonbury für die

Fortbildung der Gralmaterie verkannt hat. Auf Grund jenes lateinischen Romans unternahm gegen 1200 ein Anglonormanne Robert von Boron eine neue Graldichtung. Er erzählt mit Hilfe der pseudevangelischen Überlieferungen das Leben Josephs, seinen Auszug aus dem heiligen Land, die Gründung einer Art Tafelrunde um die Reliquie, die zuletzt dem Schwager Josephs übergeben wird, der nach dem Westen ziehen und dort verborgen bleiben soll, bis sein Sohnessohn ihn findet, der zweite Teil handelt von der wunderbaren Geburt des Zauberers Merlin, seinen Weissagungen, der Vorgeschichte Britanniens und Arthurs. Weiter ist das Gedicht nicht gediehen. Auf diese gesamten Materialien, Chrestien, den Glastonburyschen Überlieferungen und Robert bauen nunmehr unendliche Prosaromane auf, die allmählich die alten Gedichte verdrängen, weil das Selbstlesen das Vorlesen überwiegt, dem Unterhaltungsbedürfnis die Verse unbequem sind. In ihnen wird Perceval durch Galaad, Lanzelots Sohn, verdunkelt. Der mönchische Gedanke geistlicher Ritterschaft, welcher bei Wolfram im Hintergrund bleibt, dem leichtlebigen Chrestien völlig fremd ist, tritt hier in den Mittelpunkt, alle Gralsucher müssen unbefleckt sein, die Liebe ist Blendwerk. Mit den erweiterten Geschichten von Josef, Merlin, Lanzelot und Arthur bildet diese Queste del Graal einen gewaltigen Zyklus, an dem immer neue Bearbeiter Änderungen und Erweiterungen vornahmen und neue Abschreiber die verschiedenen Redaktionen in einander verkeilten. Mit dem 16. Jahrhundert ist die unförmlich gewordene Masse vielmehr durch die eigene wurmstichige Wucht zusammengebrochen, als dass sie von der Geschmackserneuerung verdrängt worden wäre, denn der tugendsame und tapfere Amadis, der sie ersetzt, ist ihr echter Nachkomme. Ein unleugbares literarisches Interesse dieser hohlen und eintönigen Literatur liegt, nächst der internationalen Verbreitung, die auch sie erwarb, in der Stellung, welche die Gralquète neben dem Prosatristan an der Spitze unseres Prosaromans überhaupt einnimmt, die ersten Glieder einer unendlichen Reihe. In England aber, wo Josef von Arimathia das Mittelalter im Volksbuch überdauerte, der Dornbusch von Glastonbury, der aus seinem Wanderstab

gewachsen war, noch im 19. Jahrhundert zur Weihnachtszeit blühte, ist auch die Queste noch in unseren Tagen für Hawker und andere ein lebendiges Buch gewesen.

Die Frage, was der Gral bei Chrestien bedeute, was er vor ihm gewesen sei, hat eine umfangreiche Literatur um sich gesammelt. Von den recht weit auseinandergehenden Antworten können wir nur bei jenen drei verschiedenen Anschauungen verweilen, welche auch bei anderen als ihren Urhebern Glauben gefunden haben. Die eine, vom Glastonbury-Roman¹ beeinflusste, erkennt in ihm eine Passionsreliquie, eine andere, ursprünglich durch Wolfram angeregte, ein Wunschgefäß uralten, heidnischen Ursprungs, eine dritte, neuerdings aufgetauchte sieht in der Gralprozession bei Chrestien die Nachbildung eines Teils der byzantinischen Messe. Der auch für uns so naheliegenden Auffassung der blutenden Lanze als Passionslanze gegenüber muss es auffallen, dass nicht auch der Zeitgenosse Wolfram auf sie gekommen, zu dessen Tendenzen sie doch so gut gepasst hätte. Bei näherem Zusehen ist es klar, dass die Prozession bei Chrestien einen religiös-mystischen Charakter überhaupt nicht trägt, sonst würden die Anwesenden in irgend einer Weise ihre Verehrung zeigen, es würden solch hohe Reliquien nicht von beliebigen Fräulein getragen werden, bei einem reichen König sind dafür Geistliche da. Von der Lanze hören wir, dass das Königreich Logres, d. i. England, dereinst durch sie zerstört werden solle, auch nicht die Aufgabe eines Heiligtumes; die Hostie, welche von der Graljungfrau dem alten König zur Nahrung gebracht wird, kann nicht konsekriert sein, das wäre eine undenkbare Häresie, sie ist einfach jenes Nachtischgebäck, das man in Deutschland und Frankreich auch Oblate nennt. — Die nahrungsspendende Kraft des Gral ist, wie wir gesehen haben, erst von den Nachbildnern in die Tischszene hineingelesen worden; das einzige, was im Original anklingt, die Ernährung durch die Hostie, wird dort ausdrücklich dahin erklärt, dass der alte König selbst ein heiligmässiger Mann ist; es fehlt jeder besondere bestimmte Zug,

¹ Zum Teil auch durch die ursprünglich ganz verschiedene, seit dem 15. Jahrhundert hier und da und heute regelmässig mit ihm verwechselte Abendmahlsschüssel von Genua.

der uns gestatten würde, unsere Schüssel mit irgend einem der Wunderkessel zu identifizieren, die in der keltischen Mythologie zu finden sind, wie in jeder andern. — Scharfsinniger ist der Gedanke an den Eingang der griechischen Messe, bei welcher mit einer sogenannten heiligen Lanze die Brotpartikel zur Kommunion abgeschnitten werden. Der Vorlegteller Chrestiens wäre die Platte, auf der dies geschieht, der Gral der Kelch. Aber auch hier liegen die Dinge recht weit auseinander. Die griechische *λόγχη* ist ein Messer mit lanzenförmiger Klinge, in dem der abendländische Zuschauer kaum das Symbol eines Speeres erkannt hätte. Der Ersatz des Kelchs durch eine grosse flache Schüssel ist eine starke Zumutung. Und es bleibt unverständlich, wie man in Frankreich zur Kenntnis dieser Besonderheiten des Gottesdienstes der Schismatiker gekommen sein soll.

Bei Chrestien selbst lautet die Frage ja gar nicht, was der Gral ist. Wir haben bei ihm ein aus Sage und Märchen wohlbekanntes Motiv vor uns, die Lösung eines Bannes durch eine bestimmte Frage, das richtige Wort bricht den Zauber — ohne dass dabei in der Überlieferung immer klar würde, warum gerade es das richtige ist. Die Frage: wem der Gral dient, stammt, nach dem Prolog zu schliessen, aus dem Buch des Grafen Philipp, die Antwort: er dient dem alten König, wird im Gedicht selbst vorweggenommen; und es ist durchaus fraglich, ob Chrestien viel mehr über ihn zu sagen beabsichtigte. Er liebt es, seine Wunder in hellster Beleuchtung hervortreten, aber dann verdämmern zu lassen. Ihr Endzweck ist die Verherrlichung des Rittertums, und sie verschwinden, sobald dies Ziel erreicht ist. Die zweite Frage, warum die Lanze blutet, ist für die Percevalfabel überflüssig, aber Chrestien braucht die Lanze für seine Absicht, am Schluss Gawain mit Perceval zusammenzuführen und der getrennten Handlung ein gemeinsames Ziel zu geben. Da die ganzen Gawainepisoden von Chrestien erfunden sind, wird er wohl auch die zu ihnen gehörige Lanze hinzugefügt haben. Ganz ähnlich stellt er in seinem Karrenritter neben die uralte quellenmässige Schwertbrücke, über welche Lanzelot in das Märchenland passieren muss, für die parallele Handlung Gawains aus eigenen Mitteln eine Wasser-

brücke her. Und dass er in der zweckmässigen Ausgestaltung des Phantastischen über seine Quelle, das Buch des Grafen Philipp, hinausgegangen ist, darf man bei der ganzen Art des grossen Dekorationskünstlers sicher annehmen.

Von dieser verlorenen Quelle findet sich bei den Fortsetzern keine Spur. Nicht etwa nur, weil sie den Namen Percevals nicht trug, den Chrestien in seinem Erek erfunden und in der Gralsuche dem unbekanntem Knaben gegeben hat: es sind von der ziemlich ausgedehnten frühmittelalterlichen lateinischen, Unterhaltungsliteratur deshalb nur so wenig Reste auf uns gekommen, weil sie nach Form und Inhalt im Lauf des 12. Jahrhunderts in Misskredit geraten war, man hat aufgehört, sie zu lesen. Immerhin würde mit der Natur dieser Reste sich die Annahme besonders gut vertragen, dass in der Vorlage die Weisheitslehren in viel engerer Beziehung zur Handlung standen als bei Chrestien. Dann aber wird es möglich, dass der Gral in seiner ersten Gestalt ohne jede wunderbare Eigenschaft war und nur die Regel exemplifizieren half, dass unter Umständen auch Reden Gold sei. Ein weiteres Eingehen auf die Frage nach der Art jener Quelle ist nicht ganz aussichtslos, würde uns aber an dieser Stelle zu weit führen¹.

Im Anfang des 18. Jahrhunderts wussten von Wolfram in Deutschland nur gelehrte Leute durch eine Notiz des hochgelahrten Wagenseilius. Eine Bearbeitung, die Bodmer in seinen grimmigen Hexametern versuchte, eine Ausgabe des Pfarrers Müller, fanden wenig Beachtung. Es sind die Romantiker, welche auch in diesem Fall den geistigen Schatz der Vergangenheit gehoben haben. Im Anschluss an sie zeigt sich eine verstärkte Betonung des sakralen Elementes in Immermanns Merlin und in noch höherem Grade bei Wagner. Der Gral wird zum Abendmahlskelch und Symbol der Erlösung. Die sittliche Beschränkung der Sinnlichkeit, welche bei Wolfram über Chrestien hinaus

¹ Nach Ausscheidung von Argumenten wie der keltischen Herkunft der Hässlichkeits-schilderung, die so echt chrestienisch ist, wäre hier das Alter und die Ursprünglichkeit des Tioletlai zu erwägen, die Frage aufzuwerfen, ob wir von einem Tölpelmärchen reden dürfen, wären die lateinischen Ruodlieb, Dolopathos, Arthur und Gorlagon zu betrachten.

28. Juli 1926

gefordert ist, wird hier zum Mittelpunkt eines Konflikts, wie ihn das Musikdrama bedurfte. Das Mitleid, das aus der Reinheit erwächst, führt zur Erkenntnis und zur Erlösung. Ob es Wagner gelungen ist, die metaphysische Tendenz künstlerisch rein aufzulösen, darüber spreche ich eine Meinung nicht aus, denn nicht das Moderne, Gewordene zu kritisieren ist meine Aufgabe, darüber hat sich jeder selbst ein Urteil gebildet oder ist imstande, dies zu tun. Jedenfalls aber hat hier ein ungewöhnliches Wollen und Können mit einem Welterfolg den Namen des Gral neu belebt und der Wirkung des Wortes auf unsere Phantasie neue Elemente hinzugefügt.

Ich habe zu Eingang gesagt, dass sich diese Wirkung erst allmählich gestaltet habe, ich möchte nunmehr darauf hinweisen, wie die Fruchtbarkeit und Lebensfähigkeit des Stoffes zum Teil der Unbestimmtheit zu danken ist, die von Anfang über ihm liegt. Chrestiens erstmalige erzählerische Verbindung des Erziehungsgedankens mit der Erfahrungsfabel in ihrer Steigerung durch die völlige Weltunerfahrenheit des Knaben kann sich zu jeder Zeit mit einem andern Erziehungsinhalt erfüllen. Die Unklarheit, in welcher das Wesen des Grales blieb, erlaubte den Nachfolgern, ihn zum Ziel des sehnächtigen Suchens nach einem höchsten Gut zu machen, wobei dieses höchste Gut wieder verschieden gedacht werden durfte und darf. Und so mag auch die Literaturgeschichte gerne und ohne Schaden eine letzte ungeklärte Einzelheit der schöpferischen Phantasie des Folkloristen überlassen.